

Erinnerungen an das „Sprachenkonvikt“ - Perspektiven für die Zukunft

Rede anlässlich der Enthüllung einer Stele, welche an die theologische und politische Freiheitsgeschichte des Sprachenkonvikts erinnert

An Anfang meiner Erinnerungen an das „Sprachenkonvikt“ steht das *Staunen!* Dass sich nämlich eine Kirchliche Hochschule, also eine in ihrem Wesen sowohl kirchliche wie wissenschaftliche Einrichtung mit Universitätsniveau, abseits der sozialistischen Universitäten in der DDR etablieren konnte, erscheint auch noch heute als ein gewissermaßen mittleres Wunder. Denn dergleichen war in der die ganze Gesellschaft machtvoll durchdringenden marxistisch – leninistischen Weltanschauung mit ihrem programmatischen Atheismus nicht vorgesehen. Doch als die DDR 1949 gegründet wurde, hatte ihr die sowjetische Militäradministration schon einen Kuckuck ins universitär-sozialistische Nest gesetzt. Sie hatte Theologische Fakultäten an der Universität zugelassen. Die DDR-Regierung war darum genötigt, sich mit dieser Hinterlassenschaft der sowjetischen Besatzungsmacht irgendwie ins Benehmen zu setzen. Verständlicherweise wurde versucht, diese Fakultäten möglichst klein zu halten. Begrenzungen der Zahl der Studierenden und Verweigerungen von Immatrikulationen sollten sie in die Bedeutungslosigkeit hinein schrumpeln lassen.

Aber nun gab es damals ja auch noch die Kirchliche Hochschule in Berlin-Zehlendorf, die sich in ihren Wurzeln dem Widerstand gegen die Infiltration der Evangelischen Kirche durch die Ideologie und das Machtgebaren des NS-Regimes verdankte. Sie wurde 1945 noch vor der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität von den Sowjets zugelassen. Es gab also in Berlin zwei Institutionen, an denen man Theologie studieren konnte, um den Pfarrberuf zu ergreifen. Die eine wollte die Theologie eigentlich überhaupt nicht haben und die andere breitete ihre Arme aus, um die nach dem Zweiten Weltkrieg zahlreichen Studierwilligen auszubilden, die Pfarrer werden wollten.

Da aber warf schon die Ost-West-Konfrontation auf diese Konstellation ihre Schatten. Den Funktionären in der DDR-Regierung missfiel es, dass sich die Studierenden aus dem Osten in ziemlich großer Zahl an einer Hochschule im Westen immatrikulieren ließen. Und sie gaben dieses Missfallen der Kirche auch deutlich mit den üblichen Drohgebärden zu verstehen. Paradoxerweise aber war dieses Missfallen der Anstoß für das Entstehen des Sprachenkonvikts, das dann – so wie es wurde – den DDR-Gewaltigen erst recht nicht gefallen hat.

Denn um unter Beweis zu stellen, dass die Studierenden im Raum der Kirche aus dem Osten durchaus in den Osten gehören, wurde das „Sprachenkonvikt“ hier in der Borsigstr. 5 aus der Taufe gehoben. Es sollte erklärtermaßen zur *Vorbereitung* auf das Theologiestudium durch das Erlernen der alten Sprachen Lateinisch, Griechisch und Hebräisch dienen. In der Tat wurde so auch „vorbereitet“, aber mittendrin und danach studierten die Konviktuale natürlich in Zehlendorf. Darüber hinaus wurden nach und nach immer mehr Lehrveranstaltungen im Sprachenkonvikt angeboten. Rudolf Mau hat die ganze verzwickte Geschichte, wie sich das Sprachenkonvikt dann im Laufe der fünfziger Jahre immer mehr zu einer selbständigen theologischen Ausbildungsstätte mauserte, trefflich dargestellt. Man kann das auf unserer web-site nachlesen. Ich kann hier auf das alles nur ein paar Schlaglichter werfen.

1960 teilte Präses Kurt Scharf als Kuratoriumsvorsitzender des Konvikts dem Kirchenreferat des Magistrats von Groß-Berlin mit, dass das Sprachenkonvikt mit „zunehmender Verschärfung der Berliner Trennung“, jetzt einen „selbständigen Charakter als volltheologische Ausbildungsstätte“ erhalten habe.

Ob das Kirchenreferat des Magistrats von Ost-Berlin statt des Ministeriums für das Hoch- und Fachschulwesen für diese Mitteilung die richtige Adresse war, kann man fragen. Die Mitteilung von Scharf versickerte dort jedenfalls. Selbstständig „volltheologisch“ war überdies eine Übertreibung, da das Sprachenkonvikt in dieser Zeit auf die Professoren von Zehlendorf und auch von einigen aus der Theologischen Fakultät angewiesen war. Mit dem Bau der Mauer im Jahre 1961 aber änderte sich diese Situation schlagartig. Das Sprachenkonvikt musste sich von einem Tag auf den anderen tatsächlich selbständig „volltheologisch“ konstituieren. Professoren waren außer einem (Heinrich Vogel) keine mehr da.

Es wurden darum im Eiltempo die im Osten ansässigen Assistenten der Kirchlichen Hochschule Zehlendorf – einer von ihnen, Christoph Demke, ist heute unter uns, wir grüßen ihn! – zu Dozenten des Kirchlichen Lehramtes ernannt. Berufungen von Wissenschaftlern, die an der sozialistischen Universität keine Chance hatten, kamen hinzu. Nach und nach baute sich das Sprachenkonvikt wie eine Theologische Fakultät mit Doppelbesetzung in den theologischen Hauptdisziplinen, einer Philosophiedozentur und Lehrbeauftragungen in den der Theologie benachbarten Wissenschaften auf.

Die Frage, wie es in der sozialistischen Hochschullandschaft, die keine andere Hochschule neben sich duldet, dazu kommen konnte, ist bis heute nicht schlüssig geklärt. Wahrscheinlich haben die ansonsten so wachsamen Hüter des real-sozialistischen Bildungsprivilegs den Zeitpunkt einfach verschlafen, an welchem dem Sprachenkonvikt, aber auch den Schwesterinstituten in Naumburg und Leipzig ohne großen Rumor im Inland und Ausland der Garaus

zu machen gewesen wäre. Denn diese „Inseln im roten Meer“, wie unsere launigen sächsischen Freunde die sich unter Decknamen versteckenden Kirchlichen Hochschulen in der DDR genannt haben, gewannen verhältnismäßig unscheinbar Land – bei uns hier auf dem Hinterhof – während das Ministerium für das Hoch- und Fachschulwesen sich vor allem darüber den Kopf zerbrach, wie mit den Theologischen Fakultäten verfahren werden solle.

Das kulminierte schon 1952 in dem Ansinnen des Ministerpräsidenten der DDR, Otto Grotewohl, an die die EKID, die Theologischen Fakultäten aus der Universität auszugliedern und eine „Akademie“ unter staatlicher Aufsicht und kirchlicher Beteiligung einzurichten. Der damalige Ratsvorsitzende der EKID, Otto Dibelius, hat dem eine scharfe Absage erteilt. Er wies auf die große Bedeutung hin, welche die Theologie für die wissenschaftliche Qualität deutscher Universitäten in der Vergangenheit gehabt hat und hielt der DDR-Regierung den Schaden vor, der ihr im internationalen Ansehen erwachsen würde, wenn sie die Theologie von der Universität ausschlösse.

Dieses Argument hat Eindruck gemacht. Jedenfalls verschwand die Grotewohl-Initiative in der Versenkung, aus der sie allerdings ein paar Mal mit Variationen wieder hervor geholt und dann doch verworfen wurde. Denn es setzte sich im ZK der SED die Idee durch, die Theologischen Fakultäten dazu zu benutzen, eine staatstreue Pfarrerschaft heran zu bilden. Da „die Religion“, wie es die marxistisch-leninistische Theorie vorsah, unter den sozialistischen Verhältnissen offensichtlich trotz des massiven Drucks auf ihre Anhängerinnen und Anhänger nicht gänzlich „abstarb“, sollten die Theologischen Fakultäten dem Aufbau des „real existierenden Sozialismus“ dienstbar gemacht werden.

Als geradezu klassisch für diese Absicht kann der „Perspektivplan“ des Staatssekretariats für das Hoch- und Fachschulwesen vom 10.4.1958 gelten. In ihm entwarf die Referentin für die Theologischen Fakultäten Friederun Fessen das Erziehungsziel eines „neuen Typs von Pfarrern“. Pfarrer dieses Typs seien solche, „die in der DDR ihr Vaterland sehen, die den Friedenskampf und den Aufbau des Sozialismus in Worten und Taten unterstützen, die aus ihrem christlichen Glauben keine reaktionäre Philosophie und keine antikommunistischen Thesen ableiten, sondern erkennen, dass die von ihrer ‚Heiligen Schrift‘ geforderte Nächstenliebe am besten im sozialistischen Humanismus konkretisiert und in der sozialistischen Gesellschaft verwirklicht wird; Pfarrer, die daher weitgehend den proletarischen Klassenstandpunkt einnehmen, die ökonomischen und politischen Ziele der SED bejahen und mit ihren Kräften unter den Christen für diese Ziele wirken; Pfarrer, die das religiöse Opium denjenigen reichen, die seiner noch bedürfen, aber nicht mehr Stärke durch dieses Opium zu schwächen versuchen“.

Fessen (nach 1990 erstaunlicherweise Sprecherin der Arbeitsgemeinschaft der Christinnen und Christen in der PDS und dann in der Linkspartei) hat sich mit einer rigiden, Lebensläufe zerstörenden Personalpolitik derartig in diese Aufgabe gekniet, Pfarrer „neuen Typs“ zu kreieren, dass die ständige Unruhe, die das auslöste, selbst den führenden Genossen zu viel wurde. Fessen alias IM „Irene“ der Stasi, wurde 1965 abgelöst. Vorher aber hatte sie dem damaligen Generalsuperintendenten Albrecht Schönherr noch die Zusicherung abgelnickt, dass der Theologischen Fakultät in Berlin durch das Sprachenkonvikt keine Konkurrenz entstehen dürfe. Schönherr hat darum z.B. versucht, zu unterbinden, dass am Sprachenkonvikt Vorlesungen mit akademischen Profil gehalten werden. Die Ausbildung des Pfarrernachwuchses sollte hier gewissermaßen auf das Niveau von gehobenen Bibelstunden zurück geschraubt werden.

Doch da biss Schönherr bei den jungen Dozenten des Konvikts und ihren Unterstützern in der Kirche auf Granit. Sie bestanden auf dem wissenschaftlichen Niveau der Theologischen Ausbildung. Sie haben bewirkt, dass das Sprachenkonvikt sich mehr und mehr auch durch freie wissenschaftliche Forschungsleistungen im In- und Ausland profilierte. Es wurde eine kirchliche Promotions- und Habilitationsordnung erlassen, die in ihren Anforderungen ziemlich über dem Niveau dessen lagen, was damals an der Universität für eine wissenschaftliche Qualifikation reichte. Es musste, da keine Titel verliehen werden konnten, der fehlende äußere Glanz durch innere Qualität ausgeglichen werden. Ein Witzbold hat mich, als ich 1967 als erster kirchlich promoviert wurde, mit einem scholastischen Ehrentitel *Dr. ineffabilis*, also „Dr. unaussprechlich“, genannt. Doch Scherz beiseite: Tatsächlich blühte im „Hinterhof“ der Borsigstraße 5 eine „intellektuelle Oase inmitten einer ideologischen Wüste“ auf. So hat es ein anderer von den damaligen jungen Dozenten, der Tübinger Professor Eberhard Jüngel, ausgedrückt.

Denn hier konnte in der *Freiheit* studiert werden, ohne welche Theologie, die diesen Namen verdient, nicht möglich ist. Hier erfuhren junge DDR-Bürgerinnen und – Bürger eine Bildung, die ihren geistigen Horizont über die Grenzen hinweg trug, welche die DDR-Ideologen mit der sogenannten „Bewusstseinsbildung“ den heran wachsenden Generationen ziehen wollten. Die Bibliothek des Sprachenkonvikts war voll von (weithin auf abenteuerliche Weise beschaffter) „Westliteratur“ – nicht nur auf dem engeren Gebiete der Theologie, sondern auch der Philosophie und anderer Wissenschaften. Hier öffneten sich Horizonte, die es an der sozialistischen Universität nicht geben durfte. Hier wurden aufgrund von Texten, die verboten waren, *Fragen* gestellt und diskutiert, die sonst im öffentlichen Leben der DDR tabu

waren oder gar unter Strafe gestellt wurden. Hier brodelte mehr oder minder auch immer ein unruhiger politischer Geist, nicht erst 1989.

Die Staatsorgane haben das natürlich bemerkt und beargwöhnt. Die Akten des ZK der SED, des Ministeriums für das Hoch- und Fachschulwesen, des Staatssekretariats für Kirchenfragen und natürlich auch der Stasi sind voll von Unwillen und Zorn über die „Insel“ oder „Oase“ der Freiheit in der Borsigstraße. Diese Einrichtung sei „von reaktionären [...] Kräften durchsetzt“, kann man da lesen. Es handle sich um ein Zentrum „der Ideologie des politischen Klerikalismus“, um einen Stützpunkt „der Feinde der Friedenspolitik der DDR“, um einen Sammelort „feindlicher Ideologie“ usw., usw.

Wer sich noch erinnert, was dergleichen Urteile der „Staatsorgane“ für einen Menschen oder für eine Gruppe von Menschen in der DDR bedeuteten, den ergreift noch im Nachhinein Angst und Schrecken. Und in der Tat gehörten Angst und Ängstlichkeit vor dem Verbot auch zur Realität des Sprachenkonvikts; – eine Angst und Ängstlichkeit, die an der Freiheit, die hier gemeint war, bissweilen nicht unerheblich nagten. Das hat auch zu Konflikten zwischen Studierenden und der Dozentenschaft geführt. Da war auf der einen Seite der frische, jugendlich Elan, sich nicht alles gefallen zu lassen, wie der Staat Menschen freien Geistes behandelte und auf der anderen Seite die Verantwortung für eine Institution, die es auch mit unbefriedigenden Kompromissen durch die Stürme im „roten Meer“ zu steuern galt.

Es ist z.B. viel kritisiert worden, dass die Studierenden sich verpflichten mussten, Pfarrerin und Pfarrer in der DDR zu werden und sich also exmatrikulieren zu lassen, wenn sie einen Antrag auf Ausreise in die Bundesrepublik stellten. Als nämlich nach der Unterschrift der DDR unter die Schlussakte der KSZE von Helsinki im Jahre 1975 solche Anträge möglich wurden, haben das nicht wenige Konviktuale getan. Wir sahen uns von staatlicher Seite dem Vorwurf ausgesetzt, „Drehscheibe“ für die Ausreise in den Westen zu sein, was unter Androhung von allen möglichen Konsequenzen keinesfalls geduldet werden könne. Dem verdankte sich dann jene Verpflichtungserklärung, die freilich nicht Fälle von Familienzusammenführung betraf und durch die Gewährung von Gasthörerschaften auch vielfach durchlöchert wurde.

Dennoch, dieses Beispiel zeigt: Als ganz weißes Schaf kommt aus der Zwickmühle zwischen Freiheit und der Notwendigkeit alltäglichen Überlebens in einem unabsehbaren diktatorischen Staatswesen am Ende niemand heraus. Es besteht darum kein Anlass, aus der Sprachenkonvikts-geschichte eine Heldengeschichte zu machen und so ist die Errichtung der Stele vor dem Konvikt heute auch nicht gemeint. Denn der staatliche Umgang mit dieser Kirchlichen Hochschule, die keine sein durfte, obwohl sie es war, zeichnete sich auch sonst

durch eine DDR-typische Umgangsweise mit missliebigen Erscheinungen in der Gesellschaft aus, die uns sehr zu schaffen machte und mit der wir uns doch irgendwie arrangieren mussten. Das war eine ausgesprochene Kleingeistigkeit, die auch den Frömmsten nicht in Frieden leben lässt. D. h. es wurde versucht, dieser Hochschule das Leben so schwer wie möglich zu machen und sie zu schikanieren.

So wurden unter Berufung auf den in Berlin von der DDR bis 1974 anerkannten Viermächtestatus den Studierenden das Wohnrecht für mehr als zwei Jahre verweigert. Denn mehr als zwei Jahre dauere es nicht, die alten Sprachen zu erlernen, fand man pfiffigerweise heraus. Wer länger hier studierte, durfte sich nur drei Tage in der Woche besuchsweise in Berlin aufhalten. Es wurden darum Wohnheime des Sprachenkonvikts erst in Friedrichsthal bei Oranienburg und dann in Waldsiefersdorf in der Märkischen Schweiz geschaffen, in denen die von dieser Schikane betroffenen Studierenden wohnten. Der Lehrbetrieb musste in dieser Zeit auf drei Tage in der Woche zusammen gepresst werden. Hinzu kamen die Ablehnung von sogenannten „Kontingenten“ für Bau- und Sanierungsarbeiten, für Kohle und für alles, was es sonst noch brauchte, um die äußerlichen Bedingungen für das Lehren, Studieren und Forschen zu schaffen.

Dieser Notsituation verdankte sich auch eine der schwersten Erschütterungen des Sprachenkonvikts. Unser Ephorus Gerhard Lorenz wurde im Jahre 1982 aus einer Kollegiumsitzung heraus verhaftet. Er hatte, um die Gebäude des Konvikts vor dem baulichen Ruin zu bewahren, aus dem Westen gespendete D-Mark in Ostgeld „umgerubelt“ (so nannte man das) und damit Handwerker bezahlt. Die Kunstholzverkleidung des Saals, in dem wir hier sitzen, verdankt sich z.B. Materialien, welche die Erbauer des Palastes der Republik abgezweigt haben, um sich hier etwas dazu zu verdienen. Wir sitzen hier also quasi in einem letzten erhaltenen Ableger dieses Palastes. Dem Ephorus aber wurden acht Jahre Zuchthaus angedroht, was dadurch abgewendet wurde, dass er und seine Familie von der Bundesrepublik freigekauft wurden.

Und natürlich wäre die DDR auch nicht DDR gewesen, wenn nicht versucht worden wäre, durch die Stasi auf das Sprachenkonvikt Einfluss einzunehmen. Wir wussten das selbstverständlich und haben im Kollegium den Beschluss gefasst, nicht einzeln mit der Stasi zu reden, wenn die uns aus irgendwelchen Anlässen auf den Hals rückten. Leider hat sich ein Kollege daran nicht gehalten. Die Studierenden aber mussten bei ihrer Immatrikulation eine im schönsten kirchlichen Bürokratendeutsch verfasste Schweigeerklärung unterschreiben, auf die sie sich bei einem Anwerbungsversuch berufen und erklären konnten, von diesem Versuch sofort dem „Dienstvorgesetzten“ (sprich: dem Rektor“) Mitteilung zu machen. Bis auf weni-

ge Ausnahmen hat diese Erklärung denn auch ihr gutes schützendes Werk getan. Vom Berliner Magistrat dagegen wurde sie als „Diskriminierung unseres sozialistischen Staates“ bewertet.

Ein bisschen erfolgreich dagegen war die Stasi allerdings mit der Einschleusung eines Kochs, der (wie sich bald herausstellte) gar nicht richtig kochen konnte. Er bekam schon in der ersten Woche seines Einzugs ins Konvikt ein Telefon, auf das die durchschnittlichen DDR-Bürgerinnen und Bürger in der Regel 10 Jahre warten mussten. Da klingelte es bei uns natürlich vernehmlich. Dieser Koch hat denn außer seinem miesen Essen auch weiter keinen großen Schaden angerichtet und im Konvikt nichts weiter hinterlassen als – einen Löffel, in dem die Initialen des Ministeriums des Innern eingraviert waren.

Doch hier bewegen wir uns schon am Ende der DDR-Zeit, in dem der politisch unruhige Geist, von dem ich sprach, mehr und mehr zu politischer Aktivität wurde. Studierende beteiligten sich an Friedens- und Umweltgruppen, Literatur- und Philosophiezirkeln, wirkten beim Herstellen von Samisdat-Zeitungen mit und waren bei Mahnwachen und Friedensgebeten dabei. Sie beteiligten sich 1989 an der Aufklärung des Wahlbetrugs, waren bei den Demonstrationen rund um den 40. Jahrestag der DDR am 07. Oktober 1989 auf dem Plan und sammelten Informationen über das Geschick der Verhafteten.

Seit August dieses Jahres bereiteten Markus Meckel und Martin Gutzeit zusammen mit anderen Konviktualen und Sympathisanten in konspirativen Treffen im Sprachenkonvikt die Gründung der sozialdemokratischen Partei Ost (SDP) vor, die dann am 07. Oktober 1989 unter Krimi-reifen Bedingungen im Pfarrhaus in Schwante vollzogen wurde. Der kirchengeschichtliche Kollege Wolfgang Ullman war einer der Initiatoren der Bürgerbewegung „Demokratie jetzt“ und wurde, als die Mauer gefallen war, Minister ohne Geschäftsbereich im Kabinett Modrow. Ich habe nicht gezählt, wie viele, die am Konvikt studiert hatten, an den „Runden Tischen“ jener Zeit politische Verantwortung übernommen haben.

Dann kam die erste freie Wahl in der DDR. Markus Meckel wurde Außenminister und ernannte Assistenten des Konvikts zu Botschaftern im Ausland. Einer von ihnen ist gerade Staatssekretär im Bundespräsidialamt geworden, während ein anderer Konviktualer, der sich damals um die Auflösung des Staatssicherheitsdienstes verdient gemacht hat, aus diesem Amt ausgeschieden ist. Der Philosophiedozent Richard Schröder, der damals Fraktionsvorsitzender der SPD in der Volkskammer wurde, ist bis heute eine Stimme politischer Rationalität, die dem Sprachenkonvikt entstammt.

Ich kann hier leider nicht alle aufzählen, die aufgrund ihrer Verwurzelung im Sprachenkonvikt damals bis heute unter Beweis gestellt haben, dass eine freie Theologie, welche

die Bejahung von uns Menschen durch Gott ernst nimmt, in das politische Engagement für eine freie, gerechte Gesellschaft führt. Das muss nicht unbedingt politisch-professionell geschehen. Das politische Tagesgeschäft ist nun eben einmal nicht die Sache aller. Viele, die damals politische Ämter übernahmen, sind in ihren eigentlichen, geistlichen Beruf zurückgekehrt. Mit dem Namen „Sprachenkonvikt“ aber bleibt – wie ich schlaglichtartig geschildert habe – die Behauptung der Freiheit der Theologie mit jenem Engagement unlöslich verbunden.

Als das Sprachenkonvikt, dem von der ersten frei gewählten Regierung der DDR alle Hochschulrechte und Würden zuerkannt wurden, 1991 in die Theologische Fakultät der Humboldt-Universität überwechselte, war unser Vermächtnis, dass der Geist dieser Institution auch im Studierendenwohnheim des Theologischen Konvikts unter den Bedingungen der demokratischen, pluralistischen Gesellschaft lebendig bleiben möchte. Ich will jetzt nicht darüber jammern, warum das nicht so geworden ist, wie es in der damals erlassenen Ordnung für das Theologische Konvikt vorgesehen war.

Aus dem Tal der Absicht unserer Kirche, das Theologische Konvikt zu verkaufen, dem sich auch die Gründung unseres Vereins vor 7 Jahren verdankt, sind wir jedenfalls heraus. Wir hoffen, dass die jetzt aufgenommenen Verhandlungen mit der Hilfswerksiedlung zu einer Sanierung des gegenwärtig katastrophalen baulichen Zustandes der Häuser des Konvikts führen werden, welche den Wohnraum für die Studierenden erschwinglich sein lässt und Räume für das gemeinsame Leben nicht vernichtet. Wir erwarten, dass nicht bloß eine zeitweilige, sondern eine dauerhafte geistliche und theologische Leitung dafür sorgen wird, dass geistlicher Tiefgang, intellektuelles Niveau, dialogische Existenz und politische Wachheit wieder ein Markenzeichen dieses Konvikts, das einmal Sprachenkonvikt hieß, werden.

26 Jahre sind unterdessen vergangen, seit das Theologische Konvikt den Platz des Sprachenkonvikts eingenommen hat. Es ist verständlich, dass die, welche hier heute einziehen, „nichts mehr von Joseph wissen“, wie es 2. Mose 1, 8 von dem neuen ägyptischen König heißt, der im Laufe der Zeit nicht mehr wusste, dass dieser Mann sein Land vor dem Hungertod bewahrt hatte. Die Stele vor dem Theologischen Konvikt soll die, welche in der Borsigstr. 5 ein- und ausgehen, daran erinnern, dass mit dem Eintritt in dieses Haus eine Verpflichtung verbunden ist. Sie möchte die, die an ihr verweilen, neugierig darauf machen, zu erfahren und sich bewegen zu lassen, wie die Freiheit, die dem christlichen Glauben entspringt, damals behauptet wurde und wie sie heute die Herausforderungen annimmt, vor denen unsere Gesellschaft und unsere Kirche steht.